n e t z T E X T E

von

Raimund Fellner

versalia.de

Text copyright 2026 by Raimund Fellner . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Inhalt

12. Die Normopathie 1
11. Der Selbstmordversuch 3
5. Marlene HÃ¤usler (1) 7
10. Marlene HÃ¤usler (2) 10

Text copyright 2026 by Raimund Fellner . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

12. Die Normopathie

12. Die Normopathie (Aus dem Roman "Lange Haare")

Er war ein KrÃ¼ppel geworden, zumindest ein geringfÃ¼giger. Das war das Ergebnis seines Versuches, diesem Leben zu entkommen. Mit seinem gelÃ¤hmten FuÃŸ hinkte er unter Schmerzen dahin. Er nahm Arzneien gegen den Schmerz, und dafÃ¼r, dass sich sein verletzter Ischiasnerv erholte. Auch fuhr er jeden Vormittag mit der StraÃŸenbahn zum Harras, um seinen Nerv mit elektrischem Strom stimulieren zu lassen. Der Neurologe, zu dem ihn Dr. SchÃ¶pl Ã¼berwiesen hatte, meinte, dass wohl eine RestschwÃ¤che bleiben wÃ¼rde. Die LÃ¤hmung besserte sich nur unmerklich langsam. Zwei bis drei Jahre hinkte er fÃ¼r jeden ersichtlich. Dann hatte zwar die GroÃŸe Zehe wieder Kraft und war steuerbar, doch die letzten drei kleinen Zehen blieben unverÃ¤ndert lahm. Immerhin konnte er nach Jahren wieder beschwerdefrei gehen, trotz dieser lahmen drei kleinen Zehen.

Diesem leiblichen Gebrechen gab er aber keine besondere Aufmerksamkeit. Was ihn viel mehr peinigte, war seine verfehlte Studienwahl. Betriebswirtschaft war ihm zu eindimensional; nur die wirtschaftliche Seite des Daseins kam in Betracht. Das ganze Image das mit dieser Branche verbunden war, war ein krawattiges. Das wollte ihm schon gar nicht zusagen. Buisnesskleidung empfand er als zwanghaft und darum spieÃŸig. Denn SpieÃŸer ist jemand, der in seinem Leben konventionellen ZwÃ¤ngen nachgegeben hatte, der sich ein oder mehr Mal in seinem Leben fÃ¼r die Unfreiheit entschieden hatte mit Folgen fÃ¼r sein weiteres Leben. Sei es, dass er sich zu stutzten hatte oder zwanghafte Kleidung tragen musste. Dieses Schicksal wollte Raimund auf keinen Fall auf sich nehmen.

Vielleicht ist die Buisnesskleidung deswegen so zwanghaft, weil die Leute, die diese Kleidung tragen, geldgesteuert sind. Dem Mammon opfern diese SpieÃŸer ihre Freiheit, um in den Vorzug eines stattlichen Einkommens zu kommen. Mit ihrer zwanghaft pseudoanstÃ¤ndigen Kleidung versuchen sie ihre niederen BeweggrÃ¼nde zu kaschieren, um nach auÃŸen vertrauenserweckend zu wirken, wie sie irrtÃ¼mlich meinen. Denn jeder, der Lebenserfahrung hat, weiÃŸ, dass Buisnesskleidung die Kleidung von Spitzbuben ist, die ihn oder sie ganz gesetzeskonform zu Ã¼bervorteilen suchen.

Hinzu kommt, dass die von zwanghaften Kleidungsnormen Gepeinigten, zwanghaft ihre Kollegen Ã¼berwachen, dass auch diese ihre Leidensgenossen die krankhaften Kleidungsnormen einhalten. Das ist eine Volksgruppe von Normopathen. Sie leiden unter den Kleidungsnormen und lassen andere darunter leiden.

Mit einer solchen unfreien Gesellschaft wollte Raimund nichts zu tun haben. Trotzdem meinte er, dass er viel Geld haben mÃ¼sste, um sich nicht ZwÃ¤ngen aussetzen zu mÃ¼ssen. Doch wollte er nicht um den Preis der Unfreiheit an dieses Geld kommen. Denn unfrei erworbenes Geld schuf keine Freiheit. Dass mit Weisheit in Freiheit Reichtum zu erwerben war, versicherte ihm das Buch der Weisheit von Salomo in der Bibel, die er unter vielen anderen BÃ¼chern auch las. Wichtig war dabei, auf dem schmalen Pfad der Tugend zu bleiben, keinen â€žFingerbereit von Gottes Wegen abzuweichenâ€œ, wie ihm ein Lied, das seine Mutter am Klavier gesungen hatte, nahe legte. Im Aussehen war immer auf â€ždie Freiheit in der Erscheinungâ€œ zu achten, wie Friedrich Schiller wahre SchÃ¶nheit definiert hatte. Bei diesem Gedanken musste er an die SchÃ¶nheit Beas denken mit ihren ungebundenen freien langen Haaren und ihrer ungezwungenen Kleidung. Bliebe er der SchÃ¶nheit Beas treu, bliebe er sich selber treu.

Und so war bei all diesen seinen Ãœberlegungen klar, dass er sich zur umfassenderen Weltsicht hingezogen fÃ¼hlte, zur Philosophie. Philosophie galt landlÃ¤ufig als â€žbrotlose Kunstâ€œ, als ob es nicht kostenlos Brot bei der Bahnhofsmission gÃ¤be. Raimund ergab sich der Philosophie, auch wenn er formal Betriebswirtschaft studierte. Das Geld wÃ¼rde schon kommen, dachte er sich, wenn er sich nur immer um Weisheit bemÃ¼hte, auch wenn jetzt noch nicht ersichtlich war, auf welche Weise sich das Geld einstellen wÃ¼rde.

WÃ¤hrend sich Raimund mit Philosophie in aller Leidenschaft beschÃ¤ftigte, betrachtete er die verschiedenen Berufsgruppen, in wie weit sie Abstriche an der Freiheit machen mussten, mit dem Ziel fÃ¼r sich eine eintrÃ¤gliche BeschÃ¤ftigung zu finden, bei der keinerlei EinbuÃŸen an Freiheit hinzunehmen waren.

Text copyright 2026 by Raimund Fellner . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Betrachtungsgegenstand fÃ¼r eine besonders eingezwÃ¤ngte Berufsgruppe war sein Arzt Dr. SchÃ¶pl. So ein Arztbesuch hatte immer normengrecht abzulaufen. Arzthelferin als Untergebene und Arzt als Herrscher hatten sich normengerecht zu verhalten. Das zeigte schon rein Ã¤uÃŸerlich der weiÃŸe Kittel, als ob nicht genauso auch lockere lÃ¤ssige Kleidung getragen werden kÃ¶nnte. So ein Arzt war eine institutionalisierte PersÃ¶nlichkeit, der allerdings diese â€žRolleâ€œ so verinnerlicht (internalisiert) hatte, dass er sich in seinen normopathischen ZwÃ¤ngen, unter denen er wohl anfangs gelitten haben mochte, groÃŸartig vorkam. Dem Arzt waren die tÃ¤glichen â€žDoktorspieleâ€œ als selbstherrlicher Autokrat geradez eine Lust. Da kam Raimund in die Arztpraxis zuerst an die Rezeption, wo er von der Arzthelferin erst normengerecht â€žeingechecktâ€œ wurde. Dann hatte er mindestens eine Stunde zu warten, obgleich er pÃ¼nktlich zum ausgemachten Zeitpunkt erschienen war. Nachdem er so auf das erlauchte Ereignis wartete, von dem weiÃŸen Pseudo-Halbgott GehÃ¶r zu bekommen, wurde er endlich vorgelassen. Bei dem, was er sagte, konnte er sehr genau beobachten, wie der Arzt alles durch sein psychiatrisches Raster siebte. Das meiste fiel als irrelevant durch. Es unterlag dem â€žDurchzugâ€œ, beim einen Ohr rein beim anderen raus. Was interessierte, waren nur Indizien, die auf Raimunds Schizophrenie hinwiesen. Denn entweder war der Gehirnstoffwechsel einigermaÃŸen medikamentÃ¶s reguliert oder nicht. Wenn nicht, dann musste medikamentÃ¶s eine Korrektur vorgenommen werden. Was der Inhalt einer Depression oder Psychose war, war irrelevant fÃ¼r den physiologisch denkenden Arzt. Relevant waren nur die Tatsache und der Grad der Depression oder Psychose. Wenn Raimund sich mal nicht normengerecht verhielt, deutete das auf eine ausbrechende Psychose hin, was ja auch meist zutraf.

Dr. SchÃ¶pls Sessel hinter dem Schreibtisch hatte neben den Armlehnen eine hohe bis zum Kopf gehende RÃ¼ckenlehne. Der Stuhl, der fÃ¼r den Patienten vorgesehen war, war weit weniger groÃŸspurig komfortabel. Da war klar, wie die Rangordnung war. Ein Normaler findet das auch vÃ¶llig normal und findet nichts daran auszusetzen. Anders Raimund, der diese NormalitÃ¤t nicht besaÃŸ.

So ein Psychiater ist berufsmÃ¤ÃŸig normal. Im Korsett der NormalitÃ¤t leidet er wohl insgeheim unter seiner ZwangsnormalitÃ¤t. In der Literatur las Raimund, dass jeder Psychiater insgeheim bei sich ein psychisches Leiden diagnostiziert, Ã¼ber das er aber mit niemandem redet und das er streng geheim hÃ¤lt, denn anscheinend hat er Angst, so musste Raimund weiterdenken, dass er, der Psychiater, selbst in die MÃ¼hlen der Psychiatrie gerÃ¤t, die er ja selbst so normopathisch berufsmÃ¤ÃŸig betreibt. Auf die andere Seite der Psychiatrie zu geraten, davor hat der Psychiater hÃ¶llisch Angst.

Freilich wird sich an den â€žDoktorspielenâ€œ nichts Ã¤ndern. Das war so, das ist so und wird immer so bleiben. Denn auch das gewÃ¶hnliche Volk hat das Doktorgetue so verinnerlicht (internalisiert), dass es ein lockeres freies Verhalten auf gleicher AugenhÃ¶he gar nicht akzeptieren wÃ¼rde. Das gewÃ¶hnliche Volk braucht AutoritÃ¤ten, an die es sich halten kann. Der Einzelne sucht umso mehr danach, je weniger er Gott sucht und sich ihm unterstellt.

Raimund litt unter der Normopathie seiner Mitmenschen, denn er musste ja, um einmal Geld fÃ¼r seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, sich mit dieser Welt von ZwÃ¤ngen auseinandersetzen und sich darin, so wie er war, behaupten und verwirklichen. Freie offene lange Haare und vollen ungestutzten Bart wollte er auf keinen Fall opfern fÃ¼r den Mammon, wie dies viele seiner Generation nach und nach taten. Hier zeigte sich, wer nur leerer SchÃ¶nredner war, und wer auch das StandvermÃ¶gen hatte, in die Wirklichkeit um zu setzten, was seine schÃ¶nen Reden beinhaltet hatten. Denn wie konnte einer Freiheit und Gerechtigkeit verwirklichen wollen mit zwanghaftem Ã„uÃŸeren. Das war ein Widerspruch wie ein hÃ¶lzernes Eisen.

Text copyright 2026 by Raimund Fellner . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

11. Der Selbstmordversuch

11. Der Selbstmordversuch (Aus dem Roman "Lange Haare"

Er dachte immer noch an Bea, ohne dass sie davon wusste. Sie war in seinem GemÃ¼t. Bea bekam davon nichts mit. Das verdross Raimund. Bea, der diese GefÃ¼hle galten, sollte sie mitempfinden. Darum fÃ¼hlte er sich gedrÃ¤ngt, ihr einen Brief zu schreiben. Denn auf die Frage, ob er sie nicht mehr anrufen solle, hatte sie kein bestimmtes Nein geantwortet. So wÃ¼rde ein Brief sie wohl nicht nerven, dachte sich Raimund. Freilich erwÃ¼nschte er sich eine Antwort. Immerhin hÃ¤tte er auf sich aufmerksam gemacht und ihr auf diese Weise mitgeteilt, dass er von ihr voll angetan war.

So schrieb er ihr von seiner Liebe und seinen GefÃ¼hlen, die ihn immer noch bewegten, er schrieb, dass er sie, Bea, nicht vergessen kÃ¶nne. Die Aussage â€žIch liebe dichâ€œ war schon verbraucht, denn damit hatte er eine andere, nÃ¤mlich Susy, angelogen, eine Abirrung, die er zwar sehr wohl mochte, aber nicht liebte. Darum schrieb er den unverbrauchten Satz: â€žIch will dich ewiglich lieben.â€œ Das war ein Vorsatz, dessen Stimmigkeit er angenehm fÃ¼hlte. Denn er wollte immer und ewig von Bea angetan sein, sie spÃ¼ren, sie empfinden. Das war das TreuegefÃ¼hl, das er in seiner inneren Offenbarung so selbstgenugsam lustvoll erlebt hatte, dass er es sich immerwÃ¤hrend herbeiwÃ¼nschte. Dieses TreuegefÃ¼hl entsprach dem Wesen seiner GefÃ¼hlswelt, die mit diesem Satz â€žIch will dich ewiglich lieben.â€œ zum Ausdruck kam, ohne jegliche Unstimmigkeit.

Immer wieder vergegenwÃ¤rtigte er sich die Idyllen mit Bea, die er erlebt hatte, ihren Leib, der sich so lustvoll zugewandt und offen fÃ¼r ihn verhalten hatte. Das machte ihm reizvolle stimmig-schÃ¶ne GefÃ¼hle, die aber immer wieder vom Schmerz des Vertanen gestÃ¶rt wurden, des Vertanen durch sein tÃ¶richtes Verhalten, das Bea verletzt hatte. Denn immer wieder quÃ¤lten ihn seine Torheiten, seine SÃ¼nden, die ihn von Bea getrennt hatten. Davon schrieb Raimund allerdings nichts. Er hÃ¤tte Bea wohl im Einzelnen, jede vertane Situation erwÃ¤hnend, um Vergebung bitten mÃ¼ssen. So schmerzte ihn die Liebe zu seiner Schicksalsfrau fortwÃ¤hrend immer wieder. Und trotzdem mochte er diese Liebe nicht missen.

Den Schmerz mit Alkohol zu lindern, unterlieÃŸ er, weil er sich alkoholisiert von den Wurzeln seiner Liebe abgeschnitten fÃ¼hlte. Alkohol machte ein kleines angenehmes Bewusstsein, aber das GefÃ¼hl fÃ¼r Bea war abgeschnitten, auch wenn ihn dieses GefÃ¼hl schmerzte aus besagtem Grund. Da war schon eher Cannabis seine lindernde Droge, denn Cannabis lieÃŸ das besagte TreuegefÃ¼hl aufleben ohne die Schmerzen, die seine tÃ¶richten SÃ¼nden verursachten. GewÃ¶hnlich betÃ¤ubte er die Heftigkeit dieser schmerzenden GefÃ¼hle mit Zigaretten, Kaffee und Schwarzem oder GrÃ¼nem Tee. Denn Cannabis genehmigte er sich nicht oft. Gab es da einen Ausweg? Er fand keinen zu dieser Zeit.

Der Brief blieb ohne Antwort. Wie war dies zu deuten? Wollte Bea keinen Kontakt? Wollte sie ihrem gegenwÃ¤rtigen Partner treu sein, und verdrÃ¤ngte sie deswegen das Andenken an Raimund? War sie zu sehr verletzt und verÃ¤rgert, dass sie von ihm nichts mehr wissen wollte? Raimund musste verzweifeln. War es nicht besser, diese Liebe als endgÃ¼ltig verloren aufzugeben und sich fÃ¼r eine neue Liebe zu Ã¶ffnen? Es schmerzte. Da halfen nur viele Zigaretten und kannenweise Kaffee.

Er sprang jetzt im Geiste zu einer anderen Ã¼ber. Denn seine Mutter hatte hin und wieder von Elisabeth gesprochen, der Tochter ihrer Schulfreundin, die sich genau zur selben Zeit erhÃ¤ngt hatte, als Raimund seine erste Psychose hatte. Das war im Jahr 1974. Welch geheimnisvoller Zusammenfall der Ereignisse, musste Raimund denken. Elisabeth, die mit Raimund in der Volksschule in derselben Klasse war, hatte Raimund bewundert. Denn als der Pfarrer in der Volksschule fragte, wer gerne in die Kirche gehe, meldeten sich alle, um sich die Gunst des Pfarrers zu erheucheln auÃŸer Raimund. Dieser meldete sich auf die Gegenfrage, wer nicht gerne in die Kirche gehe, als einziger. Diesen kompromisslosen Mut zur Wahrheit ohne RÃ¼cksicht auf opportune Vorteile habe Elisabeth an Raimund bestaunt. Auch bei anderen Gelegenheiten habe sie seine Aufrichtigkeit bewundert, weil er sich nie den Lehren angebiedert hatte und ihnen nach dem Mund geredet hatte, weil er sich fÃ¼r Gerechtigkeit eingesetzt hatte, auch wenn es den ungerechten Lehrern nicht passte und zu seinem Nachteil wurde.

Wieder einmal war Wochenende. Raimund war deprimiert. Um nicht in eine Psychose zu rutschen,

Text copyright 2026 by Raimund Fellner . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

hatte er ein Neuroleptikum zu nehmen, wie sein Arzt, Dr. SchÃ¶pl, dringend anriet. Gerade dieses Semap, das er wÃ¶chentlich anstelle von Imap, einer Depotspritze, nahm, verstÃ¤rkte aber auch seine stockdepressive Stimmung jedes Mal ins UnertrÃ¤gliche, wenn er die Tablette genommen hatte. SchwermÃ¼tig musste er an seine aussichtslose Liebe zu Bea denken, an seine falsche Studienwahl der Betriebswirtschaft, an seine Perspektivlosigkeit. In all diesen traurigen Gedanken war ihm Elisabeth eingefallen. Er hatte sie einmal kurz vom Schulbus aus im Jahr 1974 auf der StraÃŸe gehen sehen und war von ihrer SchÃ¶nheit angenehm im GefÃ¼hl angerÃ¼hrt worden. Sie hatte ihn bewundert, wie Elisabeths Mutter seiner Mutter erzÃ¤hlt hatte. Trotzdem hatte Raimund niemals ein GesprÃ¤ch mit ihr. Vielleicht liebte sie ihn? Vielleicht war sie die wahre Liebe? Wie konnte er es wissen? Er folgerte. Wenn Elisabeth seine wahre Liebe ist, dann kÃ¶nnte er zu ihr hinÃ¼ber sterben. Es kÃ¤me auf den Versuch an. Wenn nicht, so wÃ¼rde er es Ã¼berleben, dachte er sich und Ã¶ffnete kurzerhand den Schrank mit seinen Arzneien. Ohne viel weiter zu Ã¼berlegen, schluckte er alle Tabletten, auch andere Neuroleptika von frÃ¼her, die er hatte. Er legte sich wieder ins Bett, schloss die Augen, dachte an Elisabeth und harrte danach, was kommen wÃ¼rde.

Wie lange er ohne jegliche Gewahrnis gelegen haben mochte, konnte er nicht feststellen, als er von seiner drÃ¤ngend vollen Blase geweckt wurde und ein wenig Licht in seine verquollenen Augen kam. Es war drauÃŸen Tag. Ob er eine Nacht gelegen hatte, die BeschÃ¤ftigung mit dieser Frage schob er genervt hintan; denn nichts war dringlicher, als pinkeln. Er raffte sich wackelig auf und hatte nur noch das Ziel, mehr auf allen Vieren als auf zwei Beinen sich durch die TÃ¼r ins angrenzende Bad zu schleppen. Er stÃ¼tzte sich an der KloschÃ¼ssel auf, Ã¶ffnete seine Hose, stÃ¼tzte sich jetzt mit einer Hand am HeizkÃ¶rper an der Wand ab und pinkelte in die SchÃ¼ssel. Das gelang so einigermaÃŸen. Da mochte einiges danebengehen. Das war ihm aber jetzt nicht wichtig. Als er sich wegwenden wollte, um seine Hose zu schlieÃŸen, fiel er hin. In diesem Moment betrat sein Bruder Bernhard das Bad durch die andere TÃ¼r. Raimund hatte in seiner Not natÃ¼rlich nicht abgeschlossen. Bernhard sah ihn liegen. Raimund versuchte so schnell wie mÃ¶glich, sich aufzurichten, um Bernhard nicht zu beunruhigen. Ihm wurde schwindlig wegen seiner heftigen BemÃ¼hung hochzukommen. Er glitt immer wieder zu Boden. Bernhard fragte sogleich mit besorgtem Klang in der Stimme: â€žRaimund, was ist los?â€œ Ohne zu Ã¼berlegen antwortete Raimund vage: â€žIch will sterbenâ€¦ Ich habe alle Tabletten genommen.â€œ Bernhard meinte: â€žIch glaubÂ´, ich holÂ´ Hilfe.â€œ Er verschwand.

Als Raimund wieder zu Bewusstsein kam, waren weiÃŸe Gestalten um ihn herum. Eine tiefe Ã¤rztlich-autoritÃ¤re Stimme sagte bestimmt: â€žWir pumpen Ihnen jetzt den Magen aus.â€œ Denn solches schrieb die Ã¤rztliche Kunst vor in diesem Fall. Raimund strÃ¤ubte sich schwach auf seiner Liege und lallte so deutlich er noch konnte: â€žIch will sterben.â€œ Die weiÃŸen Gestalten lieÃŸen sich aber von ihrem Vorhab nicht abbringen. Es schmerzte, als sie grob einen Schlauch in den Magen schoben. Er bemerkte schier, wie der betÃ¤ubende Inhalt Haufen fÃ¼r Haufen aus seinem Magen gesaugt wurde. Auch der letzte sich widersetzende Haufen entkam nicht dem umhertastenden Sauger, obgleich Raimund das Gift gerne dabehalten hÃ¤tte. Dann lieÃŸen sie ihn in Ruhe.

Als er wieder aufwachte, lag er in einem Bett in einem Krankenzimmer. Am rechten Handgelenk war eine InfusionskanÃ¼le mit einer Binde befestigt. Ein dÃ¼nner durchsichtiger Schlauch fÃ¼hrte zu einem Plastiksack mit durchsichtiger FlÃ¼ssigkeit, der an einem StÃ¤nder hing. â€žIch will sterbenâ€œ, sagte ihm ein kurzer Impuls und er riss die InfusionskanÃ¼le heraus. Wenig spÃ¤ter kam eine Krankenschwester ins Zimmer. Sie bemerkte Raimunds Sabotage und machte sich an seinem Handgelenk mit der KanÃ¼le zu schaffen. â€žDas mÃ¼ssen Sie lassenâ€œ, meinte Sie. â€žIch will sterben versetze Raimund, so fest er konnte. Die Krankenschwester Ã¤uÃŸerte nur einige zuversichtliche Worte, die Raimund im Einzelnen gar nicht so genau entzifferte. Ihn beruhigte nur der Tonfall der Stimme, so dass er es aufgab, sich gegen das Leben zu strÃ¤uben und die Infusion zulieÃŸ. ErschÃ¶pft verfiel er wieder in einen gewahrnislosen Schlaf.

Irgendwann wurde er wieder wach. Die Infusion war entfernt worden und weiÃŸe Gestalten standen um sein Bett. Ein Arzt fragte: â€žWas sollen wir tun, wollen Sie nach Hause oder sollen wir Sie in die psychiatrische Klinik nach Haar bringen?â€œ

Raimund dachte an die dumpfe TrÃ¼bnis zu Hause, dass er wieder so jÃ¤mmerlich dahinleben mÃ¼sste wie bisher, nichts gewonnen wÃ¤re durch seinen Selbstmordversuch, und er da weitermachen mÃ¼sste, wo er aufgehÃ¶rt hatte. Er dachte an die eintÃ¶nige Langeweile und Schwermut. - Von der Psychiatrie in Haar hatte er schon viel Schlechtes gehÃ¶rt. Selbst diesen Ã¼blen GerÃ¼chten

Text copyright 2026 by Raimund Fellner . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

nachzugehen, wÃ¤re ein interessantes Abenteuer auÃŸerhalb des alltÃ¤glichen Einerleis. Jetzt hatte er die Gelegenheit dazu. Darum verkÃ¼ndete er tollkÃ¼hn, ohne viel weiter sonst noch nachzudenken: â€žIch will nach Haar.â€œ Aus ErschÃ¶pfung unterbrach wieder seine Wahrnehmung.

Als er wieder aufwachte, sah er sich in einem Bett einer Glasscheibe gegenÃ¼ber, hinter der er beobachtet werden konnte von dem Pflegepersonal. Es waren mehrere Betten im Raum, in denen gerade niemand lag. Hier war er wohl in Haar, wurde ihm klar. Er hatte Harndrang, wollte aufstehen. Sein rechtes Bein schmerzte. Der rechte FuÃŸ wollte ihm nicht gehorchen. Er hatte eine LÃ¤hmung. Es gelang ihm mit MÃ¼he aufzustehen, hinkend sich zum Klo zu schleppen und seine Notdurft zu verrichten. Die ZimmertÃ¼r war versperrt. Hinter der Scheibe saÃŸ gerade niemand. Also wartete er, bis jemand dort auftauchte, um sich durch klopfen bemerkbar zu machen. Eine Krankenschwester erschien im Zimmer. Er fragte, was denn mit seinem rechten FuÃŸ geschehen sei. Sie log, er sei wohl falsch gelegen. Raimund nahm diese ErklÃ¤rung hin. Er fragte, ob er aus dem Zimmer gehen kÃ¶nne. Worauf die Schwester sagte, sie mÃ¼sse erst den Arzt fragen. Er durfte. Also schleppte er sich mit seinem gelÃ¤hmten schmerzenden FuÃŸ den Gang entlang auÃŸerhalb des Zimmers. Er kam zum Raucherbereich, der mit einer Glasscheibe vom Gang abgetrennt war. Hier saÃŸen die jÃ¤mmerlichen Gestalten und sogen leidend an ihren GlimmstÃ¤ngeln. Es waren Frauen wie MÃ¤nner. â€žErst mal eine rauchenâ€œ, kam ihm Ã¼bersprungsmÃ¤ÃŸig in den Kopf. Die warnenden Bedenken kamen ihm, dass er wieder mit seiner Sucht weiterleiden wÃ¼rde, wenn er jetzt eine schnorrte. Aber seelisch brauchte er eine. Darum bat er jemanden darum mit der Entschuldigung, dass er neu sei und deshalb keine Zigaretten bei sich habe. Mit widerwilliger Bemerkung bekam er eine und lieÃŸ sie sich anzÃ¼nden. Wie immer nach lÃ¤ngerer Rauchpause merkte er den betÃ¤ubenden Nikotinrausch besonders. Als der SuchtstÃ¤ngel hinunter gesogen war, saÃŸ er ein wenig benommen wieder genauso blÃ¶d da in seinem Elend wie vorher. Gewonnen war nichts. Es blieb nicht aus, er musste wieder eine rauchen. Also war wieder eine zu schnorren. Nach einigen Anfragen an die verschiedensten Gestalten, hatte er endlich wieder eine. Und so ging es weiter. Seine Gedanken waren entweder mit Rauchen beschÃ¤ftigt oder damit, sich wieder eine Zigarette zu besorgen. DarÃ¼ber, wie es mit ihm weitergehen sollte, dachte er nur nach, wenn er gerade wieder einmal vom Nikotin betÃ¤ubt war. Dieses Nachdenken blieb aber ohne Ergebnis. Denn wie sollte es weitergehen? Anscheinend wie bisher in Ermanglung eines Besseren.

Er dachte an den Beweggrund seines Selbstmordversuchs. Wenn der Versuch gelungen wÃ¤re, dann hÃ¤tte er erkannt, was es mit einer mÃ¶glichen Liebe zu Elisabeth auf sich hatte. Der Versuch war nicht gelungen. GefÃ¼hle zu Elisabeth hatte er keine, wohl aber angenehme Erinnerungen an Bea, fÃ¼r die er immer mehr oder weniger GefÃ¼hle hatte, auch wenn er sich nicht immer bewusst war, dass diese GefÃ¼hle sein Idol Bea betrafen. Sein ganzes GemÃ¼t kam zu dem Schluss, dass Bea seine Traumfrau ist; darÃ¼ber hinaus seine femme fatale, seine Schicksalsfrau. Was auch immer er anstellte, er wÃ¼rde immer wieder auf sie zurÃ¼ckkommen. Leider war sie fern, aber die Empfindungen fÃ¼r sie waren da. Diese alt bekannten BeagefÃ¼hle, die ihm so angenehm waren. Sie waren das schÃ¶nste und wonnigste, was sein Leben zu bieten hatte. Darum auch immer wieder sein Schmerz, weil er sich das Zusammensein mit diesem MÃ¤dchen seiner Jugend verscherzt hatte. Was sollte er da machen? Warten, hoffen und Bea weiterhin lieben. Diese Ãœberlegungen entwickelten sich, wÃ¤hrend er seinen Kummer immer wieder mit Nikotin betÃ¤ubte.

Er wurde in ein Zweibettzimmer verlegt. Von dort konnte er sich frei auf der Station bewegen. Man durchstrahlte sein GesÃ¤ÃŸ, denn dort wÃ¤re die Ursache fÃ¼r seinen lahmen FuÃŸ zu finden, wie man wusste. Allerdings war eine NervenbeschÃ¤digung mit RÃ¶ntgenstrahlen nicht diagnostizierbar. Die Untersuchung wurde nur vorgenommen, um zu zeigen, dass man etwas tÃ¤te. Aus demselben Grund wurde er in der Folgezeit zur Krankengymnastik geschickt. Ebenfalls fÃ¼r dieses sein Leiden nicht angebracht. Der Raum war im Keller der Nervenanstalt. Dass seine LÃ¤hmung die Folge einer Spritze war in eine falsche Stelle des GesÃ¤ÃŸes, so dass die KanÃ¼le den Ischiasnerv direkt durchstach, wurde von der behandelnden Ã„rztin vertuscht. So war Raimund zu diesem Zeitpunkt die wahre Ursache seiner LÃ¤hmung nicht bekannt. Er rÃ¤tselte mehr unbewusst als bewusst, wie es zu diesem UnglÃ¼ck hatte kommen kÃ¶nnen.

Mit einem Mal erschien Dr. SchÃ¶pl auf Station, um Raimund zu besuchen. Das war sein Arzt, der ihn seit 1978 ambulant behandelt hatte. Der angehende Arzt hatte von Raimunds Aufenthalt in der Anstalt erfahren, weil ihn die StationsÃ¤rztin fernmÃ¼ndlich konsultiert hatte. Weil Dr. SchÃ¶pl gerade

Text copyright 2026 by Raimund Fellner . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

ausbildungsmÃ¤ÃŸig in Haar zu tun hatte, wenn auch auf einer anderen Station, hatte er vorbeigeschaut, denn fÃ¼r ihn war Raimund nicht gleichgÃ¼ltig, ein Patient wie jeder andere. Dieser besondere Einsatz Dr. SchÃ¶pls war Raimund aber nicht bewusst. Er kam damals gar nicht auf den Gedanken, Dr. SchÃ¶pls Einsatz besonders zu wÃ¼rdigen.

Der Neurologe und Psychiater, Dr. SchÃ¶pl, hatte freilich die wahre Bewandtnis von Raimunds FuÃŸleiden sofort durchschaut. Er schwieg sich aber machtlos darÃ¼ber aus, denn der Ã„rzte-Mafia von Haar war nicht beizukommen von ihm, dem angehenden Arzt. Das wÃ¤re Energieverschwendung gewesen. Was der junge Arzt tun konnte, war, dass er sich einsetzte, dass Raimund alsbald entlassen wurde, denn Krankengymnastik war nicht die wirksame Behandlungsmethode fÃ¼r einen beschÃ¤digten Ischiasnerv. Dazu war eine Behandlung mit elektrischem Strom notwendig. Eine solche veranlasste Dr. SchÃ¶pl nach Raimunds Entlassung aus dieser mafiÃ¶sen Anstalt, nachdem er Raimunds Bein grÃ¼ndlich mit Elektroden in seiner neu eingerichteten ambulanten Praxis untersucht hatte. Weil diese Praxis in Wolfratshausen gelegen war, weit weg von Raimunds Wohnsitz, Ã¼berwies Dr. SchÃ¶pl Raimund zu einem niedergelassenen Neurologen am Harras in MÃ¼nchen-Sendling, der die tagtÃ¤gliche Elektrisierung mit Elektroden durch seine Praxishelferinnen vornehmen lieÃŸ. Raimunds Hirn und seine seelischen Leiden behandelte nach wie vor Dr. SchÃ¶pl.

Text copyright 2026 by Raimund Fellner . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

5. Marlene HÃ¤usler (1)

5. Marlene HÃ¤usler (1) (Aus dem Roman "Lange Haare)

Raimund trieb weiter im selben Fahrwasser seines Don-JuanismusÂ´; nÃ¤mlich keine, die mit ihm nÃ¤her bekannt wurde, wahrhaft lieben zu kÃ¶nnen, seit er Bea begegnet war, sondern immer nur angereizte Triebe zu verspÃ¼ren; jedoch das tiefe GefÃ¼hl empfand er einzig und allein fÃ¼r Bea. Sein Gewissen war immer bei der jeweiligen Abirrung mit einem sachten Schuldempfinden belastet, als sei es nicht ganz richtig, was er da tat.

Mit jener Marlene HÃ¤usler wurde er bekannt Ã¼ber seine Schwester Claudia, indem er sich einfach einer Zusammenkunft der beiden Freundinnen anschloss. Weil Claudias Schulfreundin mit ihren blauen Augen und langen lÃ¶wenartig krausen braunen Haaren auch von schlankem Wuchs war und ein freundliches gefÃ¤lliges ungeschminktes Gesicht hatte, sagte sie Raimund zu. Er empfand sie als hÃ¼bsch, denn sie hatte einen Ã¤hnlichen Kleidungsstil wie Bea. Auch zeigte das GesprÃ¤ch, dass sie in ihren Ansichten Ã¼ber die freie Liebe Bea Ã¤hnlich war. So dachte er bei sich, dass nÃ¤here Freundschaft mit ihr, ihn Ã¼ber seine einsame Schwermut wegen Bea hinwegtrÃ¶sten kÃ¶nnte. Darum erbat er sich von Marlene die Erlaubnis, sie kÃ¼nftig alleine besuchen zu dÃ¼rfen. Ein wenig Vorbehalt hatte Marlene schon mit den Worten, was er denn wolle, was seine Absicht sei. Worauf er antwortete, er sei so allein, habe keine Freunde und wolle mit ihr hin und wieder plaudern, denn ihre Ansichten und ihre Art gefielen ihm. So hatte er sich den Zugang zu dieser selbstbewussten anziehenden jungen Frau erwirkt, was ihn ein wenig beschwingt machte.

Er sah es schicklich angebracht, einige Tage vergehen zu lassen, um dann am Telefon eine Verabredung zu veranlassen. Marlene war aufgeschlossen, zu einem Treffen bereit und schlug vor, er solle sie heute Abend um sieben Uhr besuchen. Das machte Raimund innerlich aufjauchzen, denn er hatte so einen Lichtblick in seinem trostlosen Einerlei. Seine Ã¼berschwÃ¤nglichen GefÃ¼hle musste er sogleich mit einigen Zigaretten dÃ¤mpfen. Zu sehr war er in freudiger Bewegung, als dass er es ohne das betÃ¤ubende Nikotin ausgehalten hÃ¤tte. Auch trank er eine Tasse Kaffee nach der anderen. Seine Verliebtheit, die sich einstellte, beruhte darauf, beachtet und angenommen zu werden von dieser hÃ¼bschen jungen Frau. Er wÃ¼rde sich besonders anstrengen, interessant und mitreiÃŸend zu plaudern.

Marlene empfing ihn hochaufragend an der WohnungstÃ¼r in einem violetten indischen Kleid, ein Kleidungsstil, wie er damals zur Alternativbewegung gehÃ¶rte. Er musste sich sogleich an Bea erinnern, die er in einem solchen Kleid gesehen hatte, damals an der StraÃŸenbahnhaltestelle von ihr unbemerkt, als er schon keinen Zugang mehr zu ihr hatte. Der Geist, der solchen Kleidungsstil umschwebte, war also auch von Bea bevorzugt. Es war der Geist der indischen Yoga- und Meditationsbewegung, von der sich auch Raimund Befreiung aus seiner Schwermut erhoffte.

Was ihm jetzt aber besonders auffiel, als Marlene ihm gegenÃ¼ber stand, war ihre aufragende KÃ¶rpergrÃ¶ÃŸe. Sie war genauso groÃŸ wie er. Er musste sich unerfreulicherweise eingestehen, dass sie fÃ¼r ihn eigentlich zu groÃŸ war und darum weniger zu ihm passte. Diesen leidlichen Gedanken schob er sogleich beiseite.

Was nun folgte, diente Raimund in Gedanken dazu, auf Beas Lebenswelt zu schlieÃŸen, zu der er ja keinen Zugang hatte. Wie mochte sie leben? Wie war sie eingerichtet? Was war ihr Lebensstil? Ãœber all das hatte er nur vage Ahndungen. Das Zusammensein mit Marlene schien ihm von Beas selbigem Geist und Stil durchwoben.

Marlene verfertigte schwarzen Tee, den sie auf ein schmuckes StÃ¶vchen stellte, und setzte eigene Teeschalen dafÃ¼r bereit. Im folgenden GesprÃ¤ch wurde deutlich, dass sie eine â€žalternativeâ€œ Lebensweise fÃ¼r gut hieÃŸ. Das war die Fortentwicklung der 1968er Ideale. Beide stimmten darÃ¼ber miteinander Ã¼berein, dass sie nicht heiraten wollten, sondern wenn, dann eine freie Beziehung anstrebten, so grundsÃ¤tzlich ohne jetzt damit miteinander eine solche begrÃ¼nden zu wollen. Das blieb offen, in der Schwebe. Auch zum Lebensunterhalt war das â€žAlternativeâ€œ angezielt, wobei beide Ã¼berhaupt keine Perspektive sahen, wie â€žalternativâ€œ der Lebensunterhalt erlangt werden sollte. Beide waren mit der Arbeitswelt noch kaum in BerÃ¼hrung gekommen. Anschauung und Erfahrung fehlten ihnen. So rÃ¤tselten sie Ã¼ber ihre berufliche Zukunft. Sie nahmen sich nur fest vor,

Text copyright 2026 by Raimund Fellner . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

auf keinen Fall verspieÃŸern zu wollen.

Raimund erzÃ¤hlte von seiner Psychiatrieerfahrung und lieÃŸ sich breit aus Ã¼ber die jenseitige bessere Welt, von der er in seiner inneren Offenbarung einen Abglanz geschaut hatte. Er sprach vom absoluten ErfÃ¼hlen und Verstehen in der Zweisamkeit, dass echt Liebende immer dasselbe spÃ¼rten, wenn sie fÃ¼r einander empfanden. So wie er es unter Cannabis geschaut hatte. Raimund meinte, dass Zenmeditation auf lange Sicht zur immerwÃ¤hrenden bleibenden Lust und Freude fÃ¼hren wÃ¼rde auch in Abwesenheit des Reziprok-Korrelats, wenn man sich nur fleiÃŸig Ã¼be. Er sprach von seiner Schwermut, die er eines Tages auf diesem Weg aufzulÃ¶sen hoffte. Er erwÃ¤hnte aber Bea, seine femme fatal niemals namentlich, sondern blieb immer im Unbestimmten, wenn er vom idealen Reziprok-Korrelat sprach, der Partnerin mit der er immer wonnig zusammen sein wollte. So malte er in reichen Worten ein GemÃ¤lde idealer Partnerschaft, das Marlene unwidersprochen zusagte. Das Rauchen unterlieÃŸ er dieses Mal, wie auch die kÃ¼nftigen ZusammenkÃ¼nfte, weil er meinte, dass es die schÃ¶ne gemÃ¼tvolle Zweisamkeit mit Marlene stÃ¶re. Er wollte sich unabgelenkt diesem weiblichen Wesen, Marlene, aussetzen, das ihm Ahndungen auf Bea gewÃ¤hrte.

Sie hatten sich mittlerweile in ein anderes Zimmer begeben, wo sie sich auf dem Sofa niederlieÃŸen, das Marlene auch als Bett fÃ¼r die Nacht diente. Hier saÃŸ es sich bequemer. Auch war so die MÃ¶glichkeit zu TÃ¤ndeleien gegeben, wie Raimund insgeheim denken musste. Noch immer sprach er Ã¼ber seine jenseitigen erotischen Phantasien, was wohl Stimmung machte, ebenso jetzt dergleichen zu erleben. Sollte er oder sollte er nicht? WÃ¤re Marlene darÃ¼ber verÃ¤rgert, wenn er sie nun sanft anfassen wÃ¼rde? WÃ¤re ihr das willkommen? dachte sich Raimund innerlich. Marlene lÃ¤chelte ihn an, schloss die Augen, als wolle sie so besser innerlich nachspÃ¼ren, sie Ã¶ffnete die Augen wieder, lÃ¤chelte ihn an, der nun zum Schweigen gekommen war. Was folgte jetzt? Sollte er oder sollte er nicht? Er hatte es eigentlich nicht vorgehabt. Musste nicht Marlene vielleicht glauben, dass er sein Ansinnen, sie zu besuchen, um mit ihr zu plaudern, mit dem Hintergedanken getan hatte, sich an sie heranzumachen? Wollte sie oder wollte sie nicht? Er fasste nach ihrer Hand. Das war noch verhÃ¤ltnismÃ¤ÃŸig unverfÃ¤nglich. Sie konnte diese ja zurÃ¼ckziehen, wenn ihr eine BerÃ¼hrung nicht angenehm wÃ¤re. Sie schien nichts dagegen zu haben, denn sie lieÃŸ sie in der Seinen ruhen. Nun war aber HÃ¤ndchen halten auf Dauer langweilig, zumal Raimunds Phantasie zu Tollerem drÃ¤ngte. Er berÃ¼hrte ihr Knie. Auch das lieÃŸ sie gewÃ¤hren. Und so ging es immer gewagter fort. Sie schien alles zu genieÃŸen, ohne ihrerseits Raimund nur die geringste ZÃ¤rtlichkeit zukommen zu lassen, was ihn auch gar nicht stÃ¶rte, denn seine Phantasie befriedigte voll seine GelÃ¼ste, wenn er sie nur an immer intimeren Stellen streicheln durfte. So wurde Marlene merklich erregt, sie genoss es, und obgleich sie auch weiterhin ihm keinerlei ZÃ¤rtlichkeiten zukommen lieÃŸ, geriet seine MÃ¤nnlichkeit in mÃ¤chtigen Aufstand und er genoss Ã¼ber den Weg der Phantasie, was er Marlene zukommen lieÃŸ. Er war voll zufrieden mit diesem Geschehen und Ã¤uÃŸerte ehrlich, dass er dergleichen gar nicht erwartet hatte. Allerdings, wÃ¤hrend so die Zeit in vergnÃ¼glichem Beisammensein verstrich, meldete sich bei Raimund die Sucht. Er brauchte wieder Abstand, um eine Zigarette zu rauchen. Darum verabschiedete er sich endlich aus dem lustvollen Treiben. Er sei mÃ¼de, wolle nach Hause. Er werde sie, wenn sie nichts dagegen habe, wieder besuchen.

Die Nacht war voll hereingebrochen, als er sich auf der StraÃŸe, halb verhungert nach Nikotin, eine reinzog. Er war voll jauchzender Freude in der RÃ¼ckerinnerung an das Genossene. Doch sogleich meldete sich ihm die Frage an, wie es mit der Liebe zu Marlene bestellt sei. Konnte er wahrhaftig mit uneingeschrÃ¤nktem GefÃ¼hl sagen: Ich liebe dich. Er musste es verneinen, denn so hÃ¼bsch Marlene auch war, es gab bei ihr ZÃ¼ge in der Miene, die ihm missfielen, die er als unschÃ¶n bezeichnen musste. Vielleicht deswegen, weil die CharakterzÃ¼ge, die dahinter rÃ¼hrten, ihm nicht zusagten. Also gÃ¤nzlich konnte er Marlene deswegen nicht lieben, so wie Bea, deren GesichtszÃ¼ge, wie auch immer sie waren, er als uneingeschrÃ¤nkt schÃ¶n empfand, wahrscheinlich deswegen, weil er alle Regungen in Bea liebte, verstand und als interessant empfand. Denn vollkommene SchÃ¶nheit war etwas Reziprok-korrelatives, etwas, das nur intersubjektiv vom reziprok-korrelativen GegenÃ¼ber so empfunden wurde, weil es in ihm eine angenehme GefÃ¼hlsschwingung erzeugte. FÃ¼r einen anderen mochte derselbe Mensch hÃ¤sslich erscheinen, eben weil er in diesem Falle durch ihn in unangenehme GefÃ¼hlsschwingungen kam. Diese AllgemeingÃ¼ltigkeit Ã¼ber die SchÃ¶nheit musste der Philosoph aus dem Erlebten folgern. Raimunds Anspruch war, dass er eine Maid, mit der er fÃ¼r immer zusammen sein wollte, als uneingeschrÃ¤nkt schÃ¶n empfinden musste, so wie Bea.

Text copyright 2026 by Raimund Fellner . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Somit war er wieder auf seine femme fatal zurÃ¼ckgeworfen, mit der sich alle weiblichen Wesen, die ihm begegneten, messen lassen mussten. Denn es war so. Seitdem er Bea begegnet war, konnte er keine andere mehr lieben, obgleich er von Bea fÃ¼r jetzt abgelehnt war. Also war er von der Grundstimmung her traurig, wenn nicht sogar depressiv, denn er litt daran, dass er in seiner Torheit Bea so verletzt hatte, dass sie ihn ablehnen musste. Ohne Bea wÃ¼rde er den Frohsinn nie wieder finden. Mit diesen Gedanken schlief er ein.

Text copyright 2026 by Raimund Fellner . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

10. Marlene HÃ¤usler (2)

10. Marlene HÃ¤usler (2)

Der Sozialkontrolle ihrer Eltern war Marlene HÃ¤usler entzogen, denn in ihrer gerÃ¤umigen Wohnung lebte lediglich noch ihr Bruder. Ihr Vater hauste weit weg in einem Vorort von MÃ¼nchen. Ihre Mutter war schon gestorben, als sie ungefÃ¤hr zehn Jahre alt war. So konnte sie ungegÃ¤ngelt von elterlichen Beobachtern tun und lassen, was sie wollte, und Raimund musste sich nicht mit elterlichen Obwaltern auseinandersetzen, wenn er bei ihr war.

Hingegen unterstand Raimund zuhause der Sozialkontrolle seiner Eltern. Eine Zusammenkunft mit einem weiblichen Wesen musste unbemerkt geschehen, sonst hÃ¤tten sich seine Eltern eingemischt und ein vertrautes tÃªte Ã tÃªte zu verhindern versucht, denn zu solchem Beisammensein sei zuvor zu heiraten, woran erst mit einem gediegenen, angesehenen Beruf zu denken sei. So waren die spieÃŸbÃ¼rgerlichen Vorschriften der Eltern, die eine unglÃ¼ckliche, darum pseudokatholische, Ehe fÃ¼hrten. FÃ¼r Raimund kein verlockendes Beispiel solcher LebensfÃ¼hrung.

Von solchen elterlichen SpieÃŸbÃ¼rgern Ã¼berwacht zu werden, die ihm ihre engstirnige LebensfÃ¼hrung aufdrÃ¼cken wollten, das war freilich ein Zustand der Unfreiheit, der nicht hinnehmbar war. Darum sann Raimund auf einen Ausweg, sich der Sozialkontrolle seiner Ãœberwacher zu entziehen, indem er aus dem Familienhaus ausgezogen wÃ¤re. Doch dieses Vorhaben zu verwirklichen, hatte einige Hindernisse und Bedenklichkeiten, die alle zu Ã¼berwinden waren.

Dass Raimund dem Elternhaus entwichen wÃ¤re, war nicht vorgesehen in den Vorstellungen seiner Eltern. Es war genug Platz im Haus. Dass ein Mensch seine selbstÃ¤ndige LebensfÃ¼hrung braucht ab einem bestimmten Alter, wenn er seelisch gesund sein will, das war den Eltern nicht in den Sinn gekommen. Ãœberhaupt, dass Kinder ihr eigenes Leben nach ihren eigenen Vorstellungen leben wollen, diese Grundeinsicht aller PÃ¤dagogik war ihnen anscheinend auch unbekannt, obgleich sie Akademiker waren.

Einfach wÃ¤re das Problem gelÃ¶st, hÃ¤tte Raimund genÃ¼gend Geld, um sich eine Eigentumswohnung zu kaufen. Aber das Geld hatte er nicht. So war zu Ã¼berlegen, wie er an Geld kÃ¤me. HÃ¤tte er zu diesem Behuf eine Erwerbsarbeit angenommen, so wÃ¤re er abhÃ¤ngig von demjenigen, der ihn bezahlte. Er wÃ¤re nur von der einen finanziellen AbhÃ¤ngigkeit der Eltern in die andere eines Arbeitgebers geraten. Er hÃ¤tte sich mit einer Arbeit abplagen mÃ¼ssen und auf diese Weise wÃ¤re er zu erschÃ¶pft und hÃ¤tte auÃŸerdem gar keine Zeit mehr, um sich mit einem MÃ¤dchen zu vergnÃ¼gen. Da er keine besondere Ausbildung auÃŸer Abitur hatte, wÃ¼rde er keine besonders eintrÃ¤gliche Arbeit bekommen. Zudem empfand er Arbeiten als langweilig. Also war das kein gangbarer Weg. Irgendwie musste er die Eltern bewegen, ihn finanziell zu unterstÃ¼tzen, um getrennt von ihnen zu leben.

Sein Phlegma belieÃŸ das Problem, wie es war. Und er litt. HÃ¶rte er von anderen, die sich frei gemacht hatten vom Elternhaus, bedrÃ¼ckte ihn deren erfolgreiche Geschicklichkeit, ein solches Problem gelÃ¶st zu haben, umso mehr, weil es ihm nicht gelingen wollte von seinen Ãœberwachern loszukommen. Er hatte keinerlei Anhaltspunkte, wie das Problem angegangen werden konnte. Wie die literarische Gestalt Oblomow vom russischen Schriftsteller Gontscharow lag er im Bett, zog die Decke Ã¼ber sich und wÃ¤lzte sich von einer Seite auf die andere und versuchte zu schlafen. DarÃ¼ber hinaus las er, beschÃ¤ftigte sich mit Theorien, mit Philosophie und Literatur und belieÃŸ alles beim Alten in seiner Oblomowerei. Da er bedrÃ¼ckt war, suchte er sich immer mal wieder ein wenig GlÃ¼ck zu machen mit Masturbation oder mit einer Droge, die ihm sein Bruder Bernhard Ã¼berlieÃŸ.

So lebte er dahin und die Tage vergingen trÃ¤ge und langsam und nichts Ã¤nderte sich. WÃ¤hrend seiner halbjÃ¤hrigen Wartezeit, um Betriebswirtschaft zu studieren, konnte er sich nicht aufschwingen mal in eine Philosophievorlesung zu gehen, wie ihm so manche Leute empfohlen hatten. Auch Freunde, mit denen er sich treffen hÃ¤tte kÃ¶nnen, hatte er keine und fand auch keine, weil ihm niemand zusagte. Die einzigen, mit denen er befreundet war, war Ulrike F. und Marlene HÃ¤usler. Diese beiden waren seine einzige sachte Freude, die er hatte. Auf der anderen Seite bedrÃ¼ckten ihn seine Fehlungen, weshalb ihm Bea entzogen war. WÃ¤re sie nur da, dann wÃ¼rde er mit ihr alles lÃ¶sen, musste er denken.

Text copyright 2026 by Raimund Fellner . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

So war er ununterbrochen depressiv. Wenn die Qual zu groÃŸ war, rief er Marlene an. Er klagte ihr sein Leid, dass er so bedrÃ¼ckt und schwermÃ¼tig sei. Sie erbarmte sich seiner und vertrÃ¶stete ihn auf abends, wo er sie besuchen kÃ¶nne. TagsÃ¼ber nahm sie sich selten Zeit fÃ¼r ihn.

Die Aussicht auf das abendliche Stelldichein war ein Hoffnungsschimmer, dem er im Dauerlesen entgegenwartete. Wieder wÃ¼rde er die Freude haben, Marlene streicheln zu dÃ¼rfen und seine Phantasie anzuregen. Er wÃ¼rde wieder fÃ¼r eine Weile gute GefÃ¼hle haben. So froh und dankbar war er Ã¼ber Marlenes entgegenkommen, dass ihn die Einseitigkeit der ZÃ¤rtlichkeit nicht im Mindesten stÃ¶rte. Die hÃ¼bsche Marlene gab sich mit ihm, dem schwammig aufgedunsenen Versager ab. Das war eine Freundlichkeit, die er zu schÃ¤tzen wusste. Dass er Marlene liebte, konnte er nicht sagen, denn er liebte sie nicht so umfassend ohne irgendwelche Abstriche wie Bea. Und trotzdem gab sie sich mit ihm ab und lieÃŸ sich von ihm berÃ¼hren.

Freilich hÃ¤tte er sein drÃ¤ngendes sexuelles Unbehagen gerne mal wieder in einem Koitus mit einem weiblichen Wesen ruhig gestellt. Er Ã¼berlegte schon, ob er sich an eine Prostituierte wenden sollte und dafÃ¼r bezahlen. Der Prostituierten ginge es nur um sein Geld. Sie wÃ¼rde mÃ¶glichst schnell mechanisch eine Triebabfuhr besorgen, damit sie ihre Ruhe vor ihm hÃ¤tte. Er wÃ¼rde sich der Prostituierten gegenÃ¼ber wertlos machen, weil er sie dafÃ¼r bezahlte, dass sie sich mit ihm abgab. Entwertet, mÃ¼sste er sich selbst verachten. Seine Selbstachtung also hielt ihn davon ab, diesen falschen Weg einzuschlagen. Und er schaffte sich durch Masturbieren wieder einen kÃ¼hlen Kopf. Das war das geringere Ãœbel. AuÃŸerdem wie stÃ¼nde er vor Marlene und Ulrike und anderen MÃ¤dchen da, wenn er ein Hurenbock geworden wÃ¤re. Die schÃ¤ndlichen Erlebnisse wÃ¼rden sich unauslÃ¶schlich in ihm einprÃ¤gen, sie wÃ¼rden ihn quÃ¤len, und er mÃ¼sste sich dafÃ¼r schÃ¤men. Kurzum er hatte Angst zu versauen, wenn er zu Prostituierten ginge, darum unterlieÃŸ er diesen Schritt der Not. Der bessere Weg war die MÃ¼he, eine Freundin zu finden, mit der alle sexuellen WÃ¼nsche gemeinsam gelebt werden konnten. Auch in der Bibel waren Warnungen vor kÃ¤uflichem Sex zu lesen, die ihm zu denken gaben.

So dachte er an Bea, an Marlene, an Ulrike, an Susy, an Myriam und an Monika F., wenn ihn die Wollust Ã¼berkam, und er begnÃ¼gte sich mit diesen Vorstellungen, wenn er sich eigenhÃ¤ndig entlastete. Er war sowieso schon ein wenig versaut, weil er mehrere Sexualobjekte hatte, weil er sich nicht nur mit Bea in seiner Phantasie begnÃ¼gte, wie es eigentlich richtig gewesen wÃ¤re, sagte ihm sein Gewissen.

Die Besuche bei Marlene verliefen jedes Mal Ã¤hnlich. In ihrem indischen Kleid erwartete sie ihn an der TÃ¼r. Zur BegrÃ¼ÃŸung gaben sie sich die Hand. Dann geleitete sie ihn in die WohnkÃ¼che, wo sie schwarzen Tee tranken, der auf einem kunstvollen StÃ¶vchen warm gehalten wurde. Auch die Teeschalen hatten alternativen Stil. Raimund bemÃ¼hte sich, seine, wie ihm vorkam, spÃ¤rlichen Gedanken hervorzukramen. Er sprach Ã¼ber seine Schwermut, was wohl die Ursache davon sein kÃ¶nnte. Hier berÃ¼hrte er die leidliche Geschichte mit Bea, mit der eine Zusammenkunft aussichtslos erschien. Er sprach von den sexuellen Freuden, die er genossen hatte, allerdings mit anderen MÃ¤dchen als mit Bea zu seinem Bedauern. - Was er einmal beruflich machen wollte, darÃ¼ber war er vÃ¶llig ratlos. AuÃŸer der Beruf des Schriftstellers wollte ihm nichts zusagen. Auch Marlene wusste, was Gelderwerb betraf, keinen Rat. Sie gab FlÃ¶ten- und Klavierunterricht, wusste darÃ¼ber hinaus auch nicht, womit sie ihren Lebensunterhalt erwerben kÃ¶nnte, denn ihre eigenen EinkÃ¼nfte reichten nicht aus, so dass sie auf den zusÃ¤tzlichen Unterhalt von ihrem Vater angewiesen war. So waren sie beide in der gleichen ratlosen Situation. Doch hatten beide die unbestimmte Hoffnung, dass sich das Problem irgendwie beheben werde.

Raimund und Marlene gingen allmÃ¤hlich die Gedanken aus, immer wieder trat Schweigen ein, wÃ¤hrend Raimund verstohlen Marlenes Leiblichkeit mit Blicken abtastete und sich davon angenehm gereizt fÃ¼hlte und phantasierte, diesen Leib zu berÃ¼hren und zu streicheln. Er dachte daran, dass dazu die Gelegenheit am besten Marlenes Zimmer bÃ¶te, wagte es aber nicht dergleichen Vorschlag zu machen. Marlene, die Raimunds inneres Sinnen zu bemerken schien, fragte ihn in dieser Situation immer, woran er denke. Raimund wagte es nicht, seine Gedanken zu offenbaren. Stattdessen antwortete er gedrechselt von GefÃ¼hlen und ZÃ¤rtlichkeit im Allgemeinen. Es war dann immer Marlene, die vorschlug den Raum zu wechseln und in ihr Zimmer zu gehen. Darauf hatte er immer gewartet, selbst zu feige, solchen Vorschlag zu machen.

Hier in Marlenes Zimmer flÃ¤zten sie sich auf Marlenes brauner Bettcouch. Vom Bettzeug war

Text copyright 2026 by Raimund Fellner . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

nichts zu sehen. Hier ging das GesprÃ¤ch weiter, wobei Raimund mit MÃ¼he Gedanken fÃ¼r Gedanken hervorziehen musste, denn sein Leben war gegenwÃ¤rtig so erlebnisarm, dass es ihm MÃ¼he bereitete, das GesprÃ¤ch aufrecht zu erhalten. Er war abgelenkt von Marlenes WÃ¶lbungen, von denen er wusste, dass sie nicht von einem BÃ¼stenhalter eingebunden waren, eine reizvolle Freiheit, die er besonders schÃ¤tzte. Er wagte es auch, Marlene dafÃ¼r zu loben und zu bestÃ¤rken. Seine sachten ZÃ¤rtlichkeiten, zu denen er sich getrieben fÃ¼hlte, waren so nicht behindert von jenem Hilfsmittel weiblicher Eitelkeit und Konvention. Marlene genoss, was Raimund ihr gewÃ¤hrte. Freilich sprachen sie davon, Gewagteres zu unternehmen, doch war sich Marlene zu unsicher zu diesem Schritt. Da Raimund ehrlichen Herzens nicht sagen konnte, dass er Marlene liebte, er mochte und schÃ¤tzte sie, war Intimeres wahrhaftiger Weise nicht angebracht. Er musste ja nicht immer denselben Fehler machen wie frÃ¼her. Es kam auch nie zu einem Kuss zwischen ihm und Marlene. Das wÃ¤re ja ein Zeichen fÃ¼r Liebe gewesen, die ehrlicher Weise nicht im allumfassenden Sinn vorhanden war.

Auch Marlene hatte eine Liebe Ã¤hnlich wie Raimund. Allerdings hatte sie noch Zugang zu ihm. Ã„hnlich wie bei Raimunds einzigartiger Liebe blieb der beiden Zuneigung unerklÃ¤rt und in unausgesprochener Schwebe. So wie Raimund kaum etwas von Bea erzÃ¤hlte, machte auch Marlene kaum Mitteilungen Ã¼ber diesen Einen, den sie liebte. So wusste Raimund nichts Genaueres von ihm. Vermutlich weil ihre Liebe noch offen war, war Marlene stets frohgemut und von nachdenklicher Heiterkeit. Anders Raimund, auf dem die traurige Schwermut des Aussichtslosen lastete.

Im FrÃ¼hling kam es vor, dass sie nachmittags beide einen Spaziergang im Sendlinger Wald machten. Hier leitete sie Raimund auf den erinnerungstrÃ¤chtigen Wegen aus vergangenen Zeiten. Die Orte und PlÃ¤tze dieses Haines waren fÃ¼r ihn mit den unterschiedlichsten Erinnerungen belegt. Frohsinnige, aber auch unangenehme Assoziationen stellten sich ein. DarÃ¼ber hÃ¤tte er Marlene berichten kÃ¶nnen, wenn die Erlebnisse verarbeitet gewesen wÃ¤ren. So aber lasteten sie alle auf seinem GemÃ¼t. Das neubeginnende FrÃ¼hlingsgrÃ¼n der BÃ¤ume und StrÃ¤ucher vermochte ihn kaum aus seiner Trauer Ã¼ber sein verfehltes Leben herauszureiÃŸen.

Sie sprachen Ã¼ber die Zukunft, Ã¼ber die berufliche Zukunft. Er, Raimund, hatte mit Betriebswirtschaft begonnen, was ihn verdross. Er hÃ¤tte sich lieber mit Philosophie befasst im Studium. So las er zuhause im Bett vor allem philosophische Werke, wohingegen er die betriebswirtschaftlichen BÃ¼cher vernachlÃ¤ssigte. Seine falsche Wahl, die er getroffen, damit sein Vater zufrieden war, verdross ihn. Er mÃ¼sse etwas studieren, das Aussicht auf ein Einkommen habe. Philosophie sei eine Lumperei, so meinte sein Vater. Er mochte recht haben. Mit Philosophie lieÃŸ sich kein Geld machen. So sehr er sich auch den Kopf zermarterte, eine MÃ¶glichkeit Geld einzunehmen, sah er bei Philosophie nicht auffindbar. Und doch interessierte er sich nur fÃ¼r Philosophie.

Marlene klagte er sein Leid. Sie hatte VerstÃ¤ndnis. Auch ihre Interessen zogen nicht gerade Geld nach sich. Die Musik. Ein weiteres verwandtes Interesse war die Eurhythmie. So Ã¼bte sie sich in anmutiger Bewegung. Sie meinte, vielleicht kÃ¶nne sie Eurhythmielehrerin werden. Raimund dachte insgeheim, dass diese Kunst finanziell nicht viel bringen wÃ¼rde, ohne sich zu Ã¤uÃŸern, weil er Marlene nicht frustrieren wollte. Beide waren in ihren mehr auf Vorstellung, GefÃ¼hl und Phantasie angelegten Interessen auf der Verliererseite in dieser RealitÃ¤t, wo andere handfeste FÃ¤higkeiten hochbezahlt und gefragt waren. Immerhin gehÃ¶rte Marlene nicht zu den konformistischen Realisten, die sich anpassten, sich mit ihrer SpieÃŸerkleidung identifizierten und sich in ihrem Tun groÃŸartig vorkamen, weil ihnen das Geld recht zu geben schien. Sie waren beide mehr Idealisten. Der Geist und das GefÃ¼hl standen im Mittelpunkt ihrer Aufmerksamkeit. GegenstÃ¤ndlichkeiten und kÃ¤uflicher Tand fanden keine Beachtung. Beide waren irgendwie ratlos, was ihren kÃ¼nftigen finanziellen Unterhalt betraf. So waren sie in ihren Problemen und ihrem Denken wesensverwandt.

Text copyright 2026 by Raimund Fellner . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.